

(Laudatio auf Elvira Tasbach zum Max-Herrmann-Preis 2026, 11.5.2026)

Im Dresdner Stadtteil Blasewitz lebte einst ein Antiquar, der wegen seiner Bücher, seiner Kenntnisse und seiner geringen Neigung, sich von den Erwartungen seiner Zeit beeindrucken zu lassen, einen unvergleichlichen Ruf genoss.

Lieber Herr Altmeier,

Lieber Herr Bonte,

verehrte Freundinnen und Freunde der Staatsbibliothek zu Berlin,
meine sehr geehrten Damen und Herren und vor allem
liebe, verehrte Frau Tasbach,

in Berlin lebt eine Antiquarin, die wegen Ihrer Bücher, ihrer Handschriften, ihrer Kenntnisse und ihrer geringen Neigung, sich in Fragen des Antiquariatshandels exakt so zu verhalten, wie es erwartbar wäre, weshalb sie einen unvergleichbaren Ruf genießt.

Meine Damen und Herren – Sie haben es gemerkt, – der erste Satz von Ingo Schulzes Roman »Die rechtschaffenen Mörder« lässt sich in leichter Abwandlung auch auf Elvira Tasbach umformulieren. Allerdings beschränkt sich die Parallele auf die Beschreibung am Anfang, denn im Verlauf des Romans nimmt es mit diesem gelehrten Antiquarius dann eine ganz andere Wendung.

Antiquarinnen und Antiquare bevölkern seit jeher die Literatur, sei es, dass sie als Protagonisten auftreten oder dass ein Antiquar wie in Karl Philipp Moritz' Roman als Nebenfigur ins Bild gerät, weil er die ans Pathologische grenzende »Lesewut« Anton Reisers schamlos ausnutzt und dessen ohnehin bemitleidenswerte und prekäre Verhältnisse schließlich vollends in eine Schuldenfalle münden lässt.

Blicken wir in die Literatur, so wimmelt es geradezu von verrückten Bibliophilen und Sammlern auf der einen Seite von Bücherregal und Ladentisch und skrupellosen oder großzügigen, unwissenden oder hoch gelehrten Antiquarinnen und Antiquaren auf der anderen.

Während Boris Vians Roman »L' Ecume des jours«, »Der Schaum der Tage«, eine atemlos groteske Orgie der Jagd nach bibliophilen Privat- und Luxusdrucken der Werke Jean-Sol Partres erzählt, wobei selbst Fingerabdrücke oder Brandflecken von der Pfeife des Idols (unschwer ist der verehrte Jean-Paul Sartre dahinter zu erkennen) den auratischen Wert der Bücher ins Unermessliche steigern, so zeichnet wiederum Walter Kempowski das sympathische Bild einer Göttinger Antiquarin, die ich auch noch gekannt habe und der ich beglückende Lektürehinweise verdanke:

»Bei Frau von Moscherosch war es besonders gemütlich. Die saß, mit dem Rücken zur Kasse, von Studenten umlagert, denen sie Wermut spendierte oder Kaffee, und dann redeten die da, wie schwierig das Physikum ist, und Frau von Moscherosch sagte, sie sei felsenfest davon überzeugt, daß man das schaffen kann, das hätten schon ganz andere geschafft.«

Nun will ich Sie heute nicht mit einer Anthologie literarischer Antiquariatsanekdoten unterhalten, obwohl es vielleicht gar nicht so unergiebig wäre, gemeinsam über die diesbezüglichen Beobachtungen von Walter Benjamin oder Stefan Zweig nachzudenken. Vielmehr will ich Ihre Aufmerksamkeit auf den Umstand lenken, dass es in all diesen Texten, Berichten und Reflexionen im Kern um die Frage einer Haltung geht. Damit meine ich, dass erstens der Blick der Antiquarin oder des Antiquars auf das Handelsobjekt, das Buch, die Handschrift, den Globus oder das Konvolut von Kupfern oder Fotografien zwingend eine innere Haltung als Maxime oder Richtschnur voraussetzt, so wie zweitens auch der Blick auf die Handelspartner, seien sie nun Verkäufer oder Käufer, einer Haltung bedarf, die mehr bedeutet, als es sich durch Geschäftspraktiken, allgemeine Usancen oder Regeln des Anstands beschreiben lässt.

Werden wir also konkret: Urgrund und aller Anfang sind wohl Interesse und Erkenntnis, Erkenntnis und Interesse, und die wurden bei Ihnen, liebe Frau Tasbach, durch das Studium im damals nagelneuen Konstanzer universitären Denklabor für Philosophie, Soziologie, politische Theorie und Sprachwissenschaft geweckt. Die Anregungen und Prägungen, die dort in jenen Jahren von Jürgen Mittelstraß oder Ralf Dahrendorf für eine Konturierung der politischen Theorie oder etwa in der Wissenschaftstheorie für das Konzept des Kulturrelativismus ausgingen, kann ich mir ebenso brisant wie mitreißend vorstellen. So modern

Konstanz damals war, so sehr hat diese Universität dennoch intrinsisch das Humboldt'sche Ideal der alten Universitäten in Funktion gesetzt, nämlich junge Menschen zu begeistern und ganz für eine Wissenschaft zum Nutzen aller zu gewinnen. So, denke ich mir, wird es damals für Sie gewesen sein.

Sie haben dann nach Arbeiten über Kant und Wittgenstein ein Dissertationsvorhaben begonnen, und weil auch das eine Basis der materiellen Reproduktion braucht, haben Sie sich als Wohnungsaflöserin betätigt.

Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sich aus Büchernachlässen der Funke zum eigenen Sammeln und zum Zusammentragen einer eigenen Bibliothek entwickelte. Man kann kaufen und behalten, wozu man selbst Neigung und Interesse hat. In dieser Zeit entstand, wie Sie mir erzählt haben, Ihre Spezialsammlung zu Themen der Staatswissenschaft. Staatswissenschaft meint hier in einem umfassenden Sinne alle Disziplinen, die das Wesen von Staat und Gesellschaft erforschen. Nationalökonomie ist darin ebenso enthalten wie die Rechts- und Gesellschaftswissenschaften. Das Interesse an Staatswissenschaft schließt naturgemäß das Interesse an der Reflexion des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, Individuum und Staat ein. Und diese Reflexion blieb in Ihrem Fall, liebe Frau Tasbach, nicht folgenlos für Ihre Interpretation der Wechselbeziehung von öffentlichem und eigenem Interesse.

Und deshalb steht mir auch plastisch vor Augen, wie sich Interesse und wirtschaftliches Handeln schon damals bei Ihnen konturierte. Sie entschlossen sich damals, Beruf und Hobby zu trennen.

Von Konstanz zog es Sie dann Mitte der 80er Jahre nach Berlin. In unserem Gespräch tauchten Ortsnamen von magischem Klang auf. Der Flohmarkt auf der Straße des 17. Juni. Ich selbst erinnere paradiesische Verhältnisse des Suchens und Findens, Glücksmomente, in denen sich bibliographische Kenntnis und das Wissen um Wert und Seltenheit des Objekts verbanden mit dem gelehrten Wettstreit zwischen Käufer und Händler.

In dieser Zeit nahmen Ihre zuerst kleinen Spezialkataloge für Bibliotheken und Institute den Anfang. Und dann begannen Sie 1997 Ihr Ladengeschäft gemeinsam mit Günter Linke und Urban Zerfaß in der Winterfeldtstraße.

Hier muss ein Einschub gemacht werden: Wer sich in diesen Jahren für antiquarische Bücher interessierte, fand in dem Karree von der Maaßenstraße, Winterfeldtstraße, Eisenacher- und Nollendorfstraße die damals denkbar größte Antiquariatsdichte auf engstem Raum. Die Vielfalt des Angebots in allen Interessengebieten und die Varietät der Zustand- und Preisrelation waren eine Lust und ein Abenteuer.

Wenn Sie, meine Damen und Herren, diese Leidenschaft nicht teilen, was ich zwar nicht verstehe, was aber verzeihlich ist, dann sollten Sie dennoch bedenken, dass nach Kants »Kritik der Urteilskraft« das »interesselose Wohlgefallen«, die nicht-zielgerichtete und absichtslose Begegnung mit dem Schönen, eine hohe Erkenntnismöglichkeit umschließt. Wie übrigens auch das Konzept von »Serendipity«, also der produktiven Schlussfolgerung ebenfalls aus der zufälligen und glückhaften Begegnung, aus dem Urerlebnis des Stöberns und – wie ich es nenne – der antiquarischen Streunerei erwächst.

Sie merken schon: Ich gerate hier ins Schwärmen, weil sich Erinnerungen, Orte und eine spezifische Kulturtechnik des Suchens und Findens vor dem Zeitpunkt der Anfänge der Suchmaschinen und Datenbanken zu einem Erlebnis- und Handlungsraum verbinden, in dem Sie, liebe Frau Tasbach, damals agierten.

Wir alle können sehr genau den status quo ante an diesem historischen Wendepunkt des Antiquariatshandels beschreiben. 1996 ging das ZVAB mit bescheidenen 8 Antiquariaten und lächerlichen ca. 20.000 Titeln online. Die Fülle und Ubiquität des Angebots veränderte die Preise in einer dramatischen Abwärtsbewegung. Die Verschiebung vom professionellen Bewertungsmaßstab der alten Auktionskataloge hin zu einer quantitativen Flutung des Angebots machte nur vor Rara und Rarissima Halt. Daneben gab es nur eine Richtung der Preise, und die zeigte abwärts.

Auch die Praxis der korrekten bibliographischen Titelaufnahme und der zuverlässigen Zustandsbeschreibung der Bücher veränderte sich damals. Wo zuvor sorgfältig beschrieben wurde, standen bald nur noch Fotos im Netz, an denen man sich recht vage zu orientieren

versucht. Die Jahre des ausgehenden zwanzigsten Jahrhunderts waren die Jahre, in denen der große Strukturwandel des Antiquariatshandels seinen Anfang nahm.

Es kam die Zeit, in der sich die Antiquare fragen mussten, ob ein Ladengeschäft noch Sinn hat.

Ich komme hier auf den Punkt der Haltung zurück: Die Veränderung der Rahmenbedingungen des Antiquariatshandels veränderte zwangsläufig die Geschäftsmodelle, und diese Veränderung wirkte sich durch individuelle Haltung aus auf das Was und das Wie, zu dem sich Antiquarinnen und Antiquare entschlossen.

Für Sie, liebe Frau Tasbach, traten damals Bücher etwas in den Hintergrund. Handschriften hingegen standen fortan im Vordergrund Ihres antiquarischen Interesses. Nicht dem im Buch deponierten Wissen, sondern der Frage nach momentum und dem movens des Wissenserwerbs galt zunehmend Ihr Interesse. Oder, etwas allgemeiner formuliert, war es das Interesse an Formen und Wegen der Wissensproduktion, denen Sie sich geschäftlich widmen wollten und gewidmet haben. Und hierfür, denke ich, war Ihre Grundhaltung des Interesses an Erkenntnisgewinn ausschlaggebend. Ebenso interessierte Sie die Frage nach dem Wissenstransfer, also wie sich beispielsweise im 17. Jahrhundert neue Erkenntnisse in der Physik und Cosmologie den Weg aus Vorlesungen und Gelehrtenkommunikationen in öffentliche Diskursräume gebahnt haben. Das alles hat damals für Sie an Bedeutung gewonnen.

Sie haben dann beispielsweise Sammlungen von jesuitischen Vorlesungsmitschriften ebenso wie Rechenlernbücher mustergültig in Ihren Katalogen beschrieben, aufbereitet und damit gehandelt. Aber auch Reiseberichte von Architekten, Notiz- und Skizzenbücher haben Ihr Interesse gefunden.

Hier ist der Unterschied zwischen Autographen und Handschriften wichtig. Autographen beziehen ihren Wert nicht aus dem Grad, wie sie textueller Bestandteil der Entstehung eines künstlerischen oder wissenschaftlichen Werks sind. Autographen beziehen ihren Wert aus der Prominenz der Schreiberhand. Wohingegen sich der Wert von Handschriften primär von ihrer Bedeutung innerhalb der Episteme, eines spezifischen Feldes oder einer

wissenschaftlichen Disziplin ableitet. Sie handeln seit damals mit Handschriften und Rara des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Damit sind Sie selbst aktiv in den Kontext der Wissensproduktion getreten. Der Handel mit Handschriften folgt anderen Zielen und funktioniert nach anderen Regeln als der Autographenhandel.

Mit der Entscheidung, ein solches Geschäftsmodell auf- und auszubauen, haben Sie einer Haltung Ausdruck verliehen, die sich neben Aspekten des Handels auch auf das System des wissenschaftlichen Sammelns bezieht. Partnerin der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Sammelns zu sein, folgt einer spezifischen Haltung, und das bedeutet bei Ihnen, liebe Frau Tasbach, dass Sie Ihr Geschäft auf eine spezielle Weise betreiben.

Vor dem Hintergrund mikroskopisch kleiner Etats sind wissenschaftliche Bibliotheken und Archive zur Ergänzung ihrer historischen Bestände auf Partnerschaft, auf kompetenten und fairen Handel angewiesen. Sie, liebe Frau Tasbach, haben diese Partnerschaft in der Vergangenheit vorbildlich praktiziert, indem Sie wissenschaftlichen Sammlungen kleine und größere Ergänzungen ermöglicht haben. Dafür ist Ihnen nicht nur die Staatsbibliothek zu Berlin dankbar.

Um es noch einmal anders zu sagen: Nicht das meistbietende Angebot, sondern der richtige Sammlungskontext entscheidet, wohin eine Handschrift oder ein Druck verkauft werden sollte. Das Wissen, wohin ein Druck gehört und welchen Sammlungsbestand er optimal ergänzt, ist die Voraussetzung für diese Form des Handels. Sie haben dieses Wissen, und Sie haben oft danach gehandelt.

Sie haben aber nicht nur nach dieser Maxime gehandelt, sondern darüber hinaus auch für diesen partnerschaftlichen Umgang im Vorstand des Verbands Deutscher Antiquare geworben. Sie haben sich eingesetzt und sich Gehör verschafft. Auch das ist gemeint, wenn ich von Haltung spreche.

Es liegt mir fern, hier ein Modell gegen das andere auszuspielen und sie in einem bewertenden Sinnen gegeneinander in Stellung zu bringen. Mir geht es vielmehr darum, herauszustellen, dass Sie, liebe Frau Tasbach, Ihre Arbeit vom ursprünglichen Antiquariatshandel zu

einer Partnerschaft mit sammelnden und forschenden Institutionen entwickelt und erweitert haben. Ihre Spezialisierungen folgen Ihren Interessen oder der Haltung von Erkenntnis und Interesse. Ihre Form des Antiquariatshandels, Ihr Geschäftsmodell, folgt dem Ziel, Partnerin der Wissenschaft zu sein. Dieser Punkt scheint mir bemerkenswert, und ich denke, er ist ausschlaggebend für den heutigen Anlass.

Erlauben Sie, meine Damen und Herren, dass ich nun den Bogen schlage und ein paar Sätze zum Namenspatron und Datum des heute zu verleihenden Preises sage.

Max Herrmann war prominentes Mitglied der 1888 gegründeten »Gesellschaft für deutsche Literatur«. Sein 1897 gehaltener Vortrag »Die deutsche Literatur der Gegenwart und ihre Erhaltung für die Zukunft« gab den Anstoß zur Gründung der »Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke«. Der wertvolle Bestand dieser Sammlung ging später in den Besitz der Staatsbibliothek über. Er umfasste etwa 18.000 Drucke, die bis dahin fast ausnahmslos dort nicht vorhanden gewesen waren. Nach dem Ersten Weltkrieg hatte Max Herrmann als Extraordinarius 1923 maßgeblichen Anteil an der Etablierung der Theaterwissenschaft als Universitätslehrfach.

Max Herrmann war Jude. Im Mai 1933 protestierte er als einer von sehr wenigen Philologen gegen die studentische Aktion »Wieder den undeutschen Geist«. Das ist mehr als ein guter Grund, nach dem gestrigen 93. Jahrestag der schändlichen Bücherverbrennung, wenige Schritte von hier entfernt, heute an ihn zu erinnern.

Bald nach diesem Ereignis wurde Max Herrmann in den Ruhestand gezwungen. Seine trotzdem intensiv fortgesetzte wissenschaftliche Arbeit, er war bereits 68 Jahre alt, wurde immer mehr durch rassistische Schikanen erschwert. Auch ihn trafen die demütigenden Maßnahmen der Beschlagnahmung von Klavier, Radio oder Telefon. Zusammen mit seiner Frau, Dr. Helene Herrmann, geb. Schlesinger, wurde Max Herrmann am 10. September 1942 mit dem 63. Berliner Transport nach Theresienstadt deportiert. Dort starb er bereits am 17. November 1942. Seine Frau wurde 1944 in Auschwitz ermordet.

Der wertvolle Bestand der »Bibliothek deutscher Privat- und Manuskriptdrucke« wurde während des Zweiten Weltkriegs nach Pommern ausgelagert und zählt, wenn ich richtig informiert bin, bis auf sehr wenige Titel zu den Kriegsverlusten. Nach dem Krieg haben sich Ruth Mövius, eine Schülerin von Max Herrmann, und der Schriftsteller Heinz Knobloch für die Erinnerung an Max Herrmann eingesetzt. Auf sie geht die heutige Max-Herrmann-Sammlung in der Staatsbibliothek zurück.

Deshalb ist es mehr als angemessen, wenn die Freunde der Staatsbibliothek Sie, liebe Frau Tasbach, neben Ihren Verdiensten als Partnerin wissenschaftlicher Sammlungen – nicht nur dieses Hauses – mit dem Max-Herrmann-Preis ehren. Denn es ist auch eine Bestandsergänzung und zudem eine Schenkung, mit der Sie den Bestand an Humboldtiana in der Staatsbibliothek großzügig bedacht haben. Für diese Schenkung gebührt Ihnen großer Dank und Anerkennung.

Worum handelt es sich? Es ist der »Catalog der Bücher im Besitz seiner Excellenz Herrn Freiherrn Alexander's von Humboldt«. Das ist wahrhaftig eine fulminante Quelle für die Humboldt-Forschung, zumal Humboldts Bibliothek selbst nicht erhalten ist.

Oder, wie es Humboldts Göttinger Lehrer Georg Christoph Lichtenberg gesagt hat: »Es ist schade, daß man bei Schriftstellern die gelehrten Eingeweide nicht sehen kann, um zu erforschen, was sie gegessen haben.« (G 34)

Mit diesem von Ihnen geschenkten »Catalog« können wir nun erforschen und tatsächlich sehen, was Alexander von Humboldt – nicht gegessen, aber – gelesen hat. Und mehr noch, denn etwa 1.400 Zettel mit Notizen von seiner Hand machen aus dem Verzeichnis einen Catalogue raisonné. Das ist von unschätzbarem Wert für die Wissenschaft. Wir alle haben dafür zu danken, dass dieses Stück nicht in einer privaten Sammlung gelandet ist, wo es der Forschung für sehr lange, vielleicht für immer entzogen gewesen wäre.

Wenn ich nun so ausführlich über Ihre Arbeit als Antiquarin gesprochen habe, wenn ich etwas zu der großzügigen Schenkung des Humboldt'schen Bücherkatalogs gesagt habe,

dann will mir dennoch scheinen, dass sich noch kein vollständiges Bild ergibt. Es fehlt mindestens ein Aspekt, dem ich in dieser Laudation noch kurz nachspüren möchte.

Als wir neulich am Telefon über Ihr Interessengebiet der Staatswissenschaft sprachen, wurde ich hellhörig und – ich gebe zu – stutzte ich ein wenig. Sie erwähnten eine Neigung und ein aus der Staatswissenschaft abgeleitetes Interesse an Preußen und Preußentum. Dieses positive Interesse, so erzählten Sie, habe Ihre frühere Skepsis gegenüber Preußen als dem Inbegriff des autoritären Macht- und Militärstaats relativiert und verändert.

Natürlich sind Rückgriffe auf historische Konzepte immer problematisch. Als Bestandteile gedeuteter Geschichte gehören solche Konzepte mehr zu den Konstruktionen von Geschichtsbildern als zum gesicherten Bestand des historischen Wissens. Und doch scheint es mir möglich und legitim, aus dem »Konzept Preußen« Haltungen abzuleiten. Etwa der Gedanke, dass wir es der Gesellschaft, von deren gemeinschaftlich erarbeiteten Strukturen und Segnungen wir persönlich profitiert haben, schuldig sind, etwas zurückzugeben. Das ist freilich ein Gedanke, der nicht exklusiv für Preußen reklamiert werden kann. Auch John F. Kennedy hat diese Frage 1961 in seiner Inaugurationsrede gestellt.

Auch wenn ich persönlich sehr wenig von Oswald Spenglers Geschichtstheorie halte, so finden sich in seinem Werk dennoch Beobachtungen von erstaunlicher Dichte und Präzision. So etwa der Zusammenhang von Preußentum und Sozialismus. Das besagt, wenn Sie so wollen, dass dem Preußentum ein antimaterialistischer und antikapitalistischer Aspekt innewohnt, der eine Haltung begründet, nicht immer den eigenen Besitz und dessen Mehrung im Blick zu halten, sondern der Gesellschaft oder dem Staat etwas zurückzugeben. Diesem Konzept können Sie, liebe Frau Tasbach, etwas abgewinnen. Das haben Sie vielfach bewiesen.

Das Postulat des Monarchen »erster Diener des Staates zu sein«, mag in der konkreten Regentschaft Friedrich II. fragwürdig sein. Aber als Idee hat das Konzept »Ich diene« einen entscheidenden Vorzug gegenüber dem heute weit verbreiteten Konzept »ich fordere« oder »Ich nehme«.

Dass Sie, liebe Frau Tasbach, neben Ihrem Engagement als Förderin und Partnerin der Wissenschaft sich in vielfältiger Weise auch sozial engagiert haben, etwa indem Sie sich für Kinder aus Tschernobyl oder für die Kinder- und Jugendhilfe eingesetzt haben, gehört auch in diesen Zusammenhang. Auch das war gemeint, wenn ich zuvor von Haltung sprach. Auch das verdient unsere dankbare Anerkennung.

Ich gratuliere Ihnen sehr herzlich zum Max-Herrmann-Preis 2026.

Nur für private Zwecke